

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 46.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 11. December 1887. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Schuster-Gundel.

Erzählung von Joh von Neuß.

I.

Die Sommerjonne des Jahres 1512 brütete über der guten Stadt Nürnberg. Ihre Strahlen trafen auch den kleinen, viereckigen Hof eines hohen Giebelhauses, in welchem weiland der Älteste des Schuhmachergewerkes, Anselm Rothenburger, gewohnt hatte. Seit einem Jahre ruhte er indessen im Grabe, betrauert von einer schwarzzüngigen, rüstigen Witwe, welche das Geschäft mit Hilfe ihres geschickten Gefellen Hans Sachs und einiger Lehrbuben fortsetzte. Der große Arbeitstisch war aus der Werkstätte auf den Hofraum hinausgeschoben; es arbeitete sich tausendmal besser unter Gottes freiem Himmel, als drinnen in der dumpfigen Werkstube.

Auch war der eng begrenzte Hof immerhin ein

freundliches Plätzchen, besonders seit die Pechmelken und Leofoyen in ihren Blumentöpfen auf den hölzernen Simsen blühten, die der stinke Schustergefelte Hans an der Hauptwand befestigt hatte. Dort schallte es beinahe während des ganzen Tages von Gesang, bald aus Vogel-, bald aus Menschenkehlen. Denn just über den Blumentöpfen waren ein paar größere hölzerne Vogelläufige aufgehängt, mit je einem oder zwei Injassen.

Der junge Hans Sachs liebte Blumenduft, Vogelgesang und Sonnenschein. Lustig huschten die glänzenden Lichter über sein Blondhaar und spielten auf den kräftigen Händen, die gar emsig mit Pechdraht und Prieme hantierten.

Da trat die Meisterin mit dem Vesperbrod auf den Hof. Es ward einem Jeden rechtlich zugetheilt, dem Gefellen schob sie auch einen steinernen Maßkrug Bier an seinen Platz. Dazu sagte sie beinahe zärtlich: „Laßt einmal sehen, wie weit der Schnabelschuh des Rathsherrn Laufinger unter Euren fleißigen Händen gediehen

ist, Hans. Wahrlich, die Arbeit ist bald vollendet! Ich glaube, es findet sich heute noch Zeit genug, daß Ihr mich am Abend bei einem Gang um die Stadt begleitet. — was meint Ihr, Hans?“

„Ich meine, Ihr werdet wohl allein gehen müssen, Meisterin,“ wich der Gefelle aus.

„Warum?“

„Es würde sich schwerlich schicken, wenn ich Euch auf der Straße begleitete.“

Die Meisterin lachte und zeigte eine Reihe blendend weißer Zähne. Aber das Lachen klang roh. Dann sagte sie:

„Das laßt meine Sorge sein! Was kümmern mich die Klatschbasen, wenn mir Eure Begleitung gefällt? Was ist's aber auch? Wenn Ihr die Meisterprüfung gemacht habt, seid Ihr so gut als irgend ein Anderer!“ Dabei machte sie Miene, an seiner Seite Platz zu nehmen. Aber Hans Sachs rückte nicht von der Stelle. Dazu zischte es drinnen in der Küche, als ob die Milch in's Feuer liefe. Sich dem Hause zuwendend, sagte sie noch:



Mode-Congress. Nach einer Gouache von August Mandlik. — Siehe Seite 478.

„Spundet Euch nur und laßt das Bier nicht warm werden!“

„Pechnelle!“ rief Hans hinter ihr drein, doch ohne daß es das Ohr der Frau traf. Dann that er allerdings einen kräftigen Zug, und bald darauf noch einen. Mit der Heiterkeit wollte es aber immer noch nicht gehen, bis die Vögel ihm gegenüber, von den glänzenden Sonnenstrahlen auf's Neue ermuntert, zu singen angingen. Da schaute er zu ihnen auf und sagte:

„Ihr habt gut singen, — unsereinem ist's jußt verwehrt! Und doch trage ich der Lieder mehr in meiner Brust, als Ihr in Euren Kehlen. — Alle zusammen. Euch wird aber das Futterhäppchen gleich in's Häuschen gestellt, wir Menichen müssen uns unsern Imbiß sauer verdienen. Singt indessen nur weiter.“

Auch hätte sich der gesiederte Chor kaum hören lassen. Der lustige Zeisig, der das Concert eröffnet hatte, war längst nicht mehr Solist, die Grasmücke, der Dompfaff stimmten voll mit ein. Plötzlich verstummten sie wie erschreckt.

Unwillkürlich blickte Hans auf und bemerkte einen Mädchenkopf über den Bretterzaun lugen. Es war seine Nachbarin, Bürgermeister's Gündel, die das Vogelconcert drüben vernommen hatte und auf die untersten Sprossen der bereifenden Gartenleiter gestiegen war, um als neugieriges Coatschöckerlein nach dem Nachbarhose hinüberzusehen. Gelauscht hatte sie schon oft an den Spalten, wenn die Vögel drüben sangen, besonders aber, wenn an schönen Sommerabenden der hübsche Schuster-geselle sein Lied hören ließ.

„Euer Zeisig weiß allerlei hübsche Stückchen,“ sagte sie bewundernd. „Auch der Dompfaff ist ein guter Sänger. Wer hat den Vögeln die Lieder gelehrt?“

„Das that ich selbst,“ antwortete Hans Sachs.

„Wie macht Ihr das?“

„Ich pfeife Ihnen ein Stückchen vor, immer wieder, so lernen sie's schnell, Jungfer Gündel.“

„Die Weisen sind aber lustig, und Ihr — seht traurig drein,“ warf Gündel dazwischen.

Hans erschau. Lag wirklich der Kummer, der seine Seele heimlich bedrückte, so deutlich auf seinem Gesichte ausgeprägt, daß ihn die hübsche Gündel sogleich bemerkte? Es war ihm sehr wehe um's Herz, wenn er daran dachte, daß er sein ganzes langes Leben Schuhe machen sollte. Immer hatte er das Gefühl, als ob für ihn noch etwas Großes und Schönes kommen müsse, und er wußte auch ganz genau, wie sein Glück aussehen müsse. Er wollte ein Meistersänger werden, wie es zu Nürnberg deren viele gab. Sie verstanden so schöne Dinge in ihren Reimen zu sagen, und er wußte, daß er es ihnen nachthun könne. Unmöglich konnte er das aber der schönen Bürgermeistertochter sagen; sie hätte ihn ausgelacht. Darum meinte er:

„Ihr irrt Euch, ehrsame Jungfrau, ich bin nicht traurig.“ Und in der That war es plötzlich mit aller Lustigkeit vorbei. Es entspann sich sehr bald ein lustiges Gespräch zwischen den Beiden, über die Vögel, über die Blumen, über das Wetter. Zuletzt erzählte Gündel, daß nächstens ihr achtzehnjähriger Geburtstag sei, und daß der Vater sie aufgefordert habe, einen Zettel zu schreiben mit allerlei kostbaren Wünschen.

„Ich wollte, ich könnte mir auch etwas wünschen,“ entfuhr es Hans.

„Thut es!“ rief Gündel lebhaft, „vielleicht hab' ich's!“

„O nein, 's ist kein Goldkettlein und auch kein Brust-lätz,“ meinte Hans ablehnend.

„Was sonst?“

„Ein Buch, ein Reimbuch. — damit ich die Dicht-kunst lernen kann, wie die anderen Reimschmiede!“

„Das hab' ich freilich nicht,“ bedauerte Gündel, „das müßt Ihr schon sonst besorgen, — für Geld ist's gewiß zu haben!“

„'s sind ja aber gerade — die Bagen, die mir fehlen, Jungfer Gündel!“ gestand Hans Sachs. „Ach, die — Pechnelle!“

Wirklich ward die Unterhaltung durch die Rückkehr der Meisterin gestört. Oben aus dem Fenster schauend, hatte sie das Gespräch mit angehört und kam, roth wie ein Zinshahn und mit sprühenden Augen, um es zu unterbrechen.

„Meiner Treu, das geht ja lustig her auf meinem Hofe,“ höhnte sie laut. „Der Geselle, der mein Brot isst, und die vornehme Jungfer von drüben? Das ist wohl eine von den neuen Moden, daß man auf Leitern hinaufsteigt, und in die Nachbarhöfe hinüberlugt? Hahaha!“

Die hübsche Gündel war längst hinter der Mauer verschwunden, doch hatte sie geschickt noch eine Rose niederfallen lassen, die Hans Sachs aufgehoben hatte. Leider war auch dies der Meisterin nicht entgangen. „Meiner Siz, und mit Blumen wirft die Jungfer um sich? Immer besser! 's ist wahrlich keine Kleinigkeit für einen Schuster-gesellen, von solch vornehmerm Jüng-ferlein mit Rosen geworfen zu werden. Möchte wissen, was der gestrenge Herr Vater zum Geschmack des Fräuleins sagen wird. Da kann's unsereinem freilich nicht Wunder nehmen, wenn, wenn — — —“

Der Schnabelschuh des Nath's ist fertig, Meisterin,“ unterbrach Hans die weitem Erörterungen, „schickt den Jonas zum Rath Laufinger, damit der Bub das Bier-geld verdient!“

„Schon fertig?“ änderte die Meisterin den Ton, und trat sehr nahe an den hübschen Gesellen heran. „Wahrlich, Ihr verdient es, bald Meister zu werden!“

Hans schüttelte nur mit dem Kopfe und sah wieder traurig drein, wie vordem, ehe die hübsche Gündel über die Planke geblickt hatte. Auch zu einem Gang um's Thor war er nicht zu bewegen.

2.

Andern Tags wußte die Gündel ganz genau, was sie sich zum Geburtstag wünschen sollte. Sie erklärte dem Vater, daß es längst ihr Lieblingswunsch sei, einen Singvogel zu besitzen. Drüben auf dem Gehöft lasse sich ein Zeisig hören, der ganz besonders hübsche Stück-chen zu pfeifen verstehe, den wolle sie ihr Eigen nennen.

Der Bürgermeister fand sein Töchterlein diesmal sehr bescheiden und zögerte nicht, den Zeisig durch die alte Barbara anlaufen zu lassen. Auch sorgte Gündel dafür, daß der Betrag dem Gesellen, der der Vogel-züchter gewesen, selbst eingehändigt wurde. Entzückt nahm Hans Sachs die beiden Goldgulden und erstand das Reimbuch.

War's ein Wunder, daß die ersten Gesänge der lieben, blonden Gündel galten? In wohlgelesener Rede glitten die Einfälle und Gedanken auf der elastischen Welle des Reims lustig dahin, und wenn's einmal stockte, brauchte er sich nur ihr Bild recht lebhaft vorzustellen, so wie er's immer im Herzen trug. Auch begegnete man sich allsonntäglich auf dem Kirchwege.

Bei der Meisterin hatte Hans Sachs indessen üble Tage. Sie versuchte auf jede Weise seine Liebe zu gewinnen, und als ihr dies nicht gelang, warf sie einen wilden Haß auf den hübschen Gesellen. Wen sie aber noch mehr haßte, das war die Gündel.

Diese hatte inzwischen auch manch Herzeleid zu er-fahren. Nath Laufinger, derselbe, für den Hans Sachs die Schnabelschuhe gemacht, hatte sie eines Tages als Gepons begehrt, und der Bürgermeister fand nichts an dem reichen Schwiegerohn auszusagen. Die Gündel bat, weinte, — es half aber Alles nichts! Mit wohl-gelesenen Worten sagte der Bürgermeister dem Rathsherrn die Hand der Tochter zu. Dennoch hatte Gündel immerhin einen Ausschub des Verlöbnißes erreicht, und der Bürgermeister war damit auch vollständig zufrieden, besonders weil es im Augenblicke in der guten Stadt Nürnberg ganz besonders viel zu berathschlagen gab. Es sollte nämlich der Stadt die Ehre widerfahren, den Kaiser Maximilian auf der Durchreise nach Frankfurt zu beherbergen. Und da es das erste Mal war, daß der Kaiser den Boden Nürnberg's betrat, wollten ihn die getreuen Bürger mit ganz besonderen Ehren empfangen, um ihn ihrer angestammten Treue zu versichern. Schon arbeiteten die Banleute an mächtigen Ehrenpforten, zu denen Meister Albrecht Dürer selbst die Zeichnung ge-macht hatte, auch ward der große Rathssaal festlich zugerichtet. Dazu hatte der hohe Rath, um den Kaiser gebührend zu ehren, einen Preis in Gestalt eines silbernen Bechers ausgelegt für den besten, in zierliche Reime gebrachten Bewillkommungsgruß. Die ganze hochange-sehene Kunst der Meistersänger war zu dem Wettstreit geladen.

Während sich dies öffentlich vollzog, genossen die Bürgermeister-Gündel und Hans Sachs heimlich das süße Glück der ersten Liebe. Es war nicht gar lange, nachdem die Gündel über die Planke geschaut, als der junge Schuhmacher-geselle dieselbe eines Sommerabends überstieg, um den Besuch zu erwidern. Er fand die Gündel in Angst und Pein wegen des drohenden Ver-löbnißes mit dem Rathsherrn, aber es gelang ihm bald, sie zu trösten. In der Lindenlaube trocknete er ihre Thränen und schwur, den Kampf um ihren Besitz mit dem Rathsherrn zu wagen.

„Sei still, mein theures Lieb,“ sagte er hoffnungsvoll, „es kann noch Alles gut werden! Seit ich meinen Platz in der Kunst der Meistersänger erworben habe, ist's wie Himmels-hoffnung über mein Herz gekommen. Ehe-mals sang ich wie der Vogel auf dem Baume. Die Lieder, die ich noch als halber Knabe in der Singschule gedichtet habe, sind dennoch bereits als gut befunden worden und sind über Nürnberg's Thore hinaus ge-lungen. Nun, wo ich durch das Reimbüchlein auch die Kunst erlernt habe, wird mir der Erfolg nicht fehlen, — gewiß nicht. Der Preis, den der hohe Rath für den besten Bewillkommungsgruß des Kaisers ausgesetzt hat, ich werde ihn erringen, — ich!“

Die Gündel war starr vor Staunen, aber aus ihren blauen Bergißmeinnicht-Augen blickte Zuversicht und Liebesstolz.

„Hier, sieh sie selbst, die kunstreichen Strophen,“ fuhr Hans fort, indem er die Geliebte an sein Herz zog, — „hier auf diesem Papier steht der Gruß geschrieben.“

Nimm sie mit in Dein Kämmerlein und sag' mir morgen hier an dieser Stelle, ob Dir die Worte gefallen.“

Gündel empfing das Papier mit Entzücken und barg es in ihrem Busen. Und es war bald ihre liebste Beschäftigung, daheim die wohlgelesenen Worte wieder und wieder zu lesen, bis sie dieselben vollständig im Gedächtniß behielt.

Leider waren aber die heimlichen Zusammenkünfte der Liebenden nicht unbemerkt geblieben. Eiferjucht pflegt allezeit mit haar-scharfen Augen zu sehen; so war die Meisterswitwe Benigna Rothensburger schnell hinter den heimlichen Verkehr der Beiden gekommen. Und da ihr der Hans immer noch tief im verliebten Herzen saß, nahm sie sich vor, wenigstens die Gündel durch bösen Leumund zu kränken.

„Meiner Treu, was jedem ehelichen Bürgermadel verwehrt ist, soll der Geschlechtertochter erlaubt sein?“ schalt sie laut. „Gott bewahre mich vor solch seiner Jungfer, die in Sammet und Seide und Spitzenfragen einhergeht bei Tage, und Abends Besuch empfängt von einem verliebten Schuster-gesellen, der allerlei überflüssige Reimereien betreibt, anstatt an das Meisterstück zu denken, um endlich Meister zu werden. Nicht mehr die Bürger-meister-Gündel, die — Schuster-Gündel soll das vor-nehme Fräulein heißen . . .“

„Ja, ja, die Schuster-Gündel!“ stimmten die Ge-vatterinnen von der Gasse lebhaft ein.

Das Gerede der böswilligen Nachbarinnen kam end-lich auch dem Bürgermeister zu Ohren. Die Gündel ward scharf überwacht, dazu vollzog er schnell in aller Form das Verlöbniß zwischen der Tochter und dem Rathsherrn Laufinger. Das mußte dem Gerede am besten den Mund stopfen.

Hans Sachs war zum ersten Male in Verzweiflung: Liebe und Glück schienen unwiederbringlich verloren! Denn nicht allein, daß ihm die Geliebte genommen ward, an der sein junges, heißes Herz mit der ganzen Kraft seines Bewußens hing, auch die Hoffnung auf einen Erfolg seiner Dichtkunst ward leider zerstört. Denn nach vielem Erwägen und langem Hin- und Herreden hatten die mit der Prüfung der eingegangenen Dichtungen betrauten Meister, „Merker“ genannt, das Gedicht von Hans Sachs verworfen, vermuthlich, weil ihnen der Ruhm des Poeten allzu schnell über den Kopf wuchs. Es ward flugs ein anderes mit dem Preise gekrönt, als dessen Urheber sich ein Bürger aus einem der ersten Patriziergeschlechter erwies.

„Weil ich's allezeit gut mit Euch im Sinne habe, möcht' ich Euch auch die Arbeit der goldbrocatenen Braut-schuhe der schönen Bürgermeister-tochter Kunigunde Fels-ing anvertrauen,“ höhnte die Meisterin. „Sie hält näch-stens Hochzeit mit dem reichen Rathsherrn Laufinger, — habt Ihr's schon gehört, Hans?“

Dieser antwortete nicht, aber aus seinem Auge brach ein Blick, der der Meisterin zeigte, wie der vergiftete Pfeil sein Ziel nicht verfehlt hatte.

„Der Bürgermeister wird Euch den Schuh mit Bagen füllen, als Biergeld,“ fuhr sie fort. „Allzuviel gehen nicht hinein, — Ihr werdet für den Schuh nur den kleinsten Leisten gebrauchen? Nicht?“

3.

Mit wahrhaft kaiserlicher Pracht war Maximilian, „der letzte Ritter“, in die alte, freie Reichsstadt Nürn-berg eingezogen. Aber selbst die Pracht des kaiserlichen Gefolges ward verdunkelt durch den Reichthum, den die Stadt durch ihre Empfangsfeierlichkeiten selbst entfaltete. Unter mächtigen, mit bunten Fahnen und allerlei Em-blemen geschmückten Ehrenpforten zog sich der kaiserliche Zug auf den mit Scharlach-tuch belegten Straßen bis zum altherwürdigen Rathhause hin, woselbst das erste Festmahl stattfinden sollte. Bürgermeister Felsing mit den Rathsherrn, die Kaiser Maximilian am Thore in Empfang genommen hatten, geleiteten den hohen Gast. Da man des Kaisers Verehrung für schöne Frauen kannte, waren auch die Frauen zur Bewillkommung des Kaisers und zur Theilnahme an der Festtafel eingeladen worden. Als holde, duftende Blumen sollten sie den glänzenden und auserwählten Kreis schmücken.

Auch Kunigunde Felsing ward von zwei Dienern in einer Sänfte herbeigetragen. Als sie vor der Rath-hauspforte ausstieg, um die Treppe hinaufzusteigen, mußte sie erst die zusammengeströmte Volksmenge durch-schreiten, welche sich hier in Mittelpunkte der Stadt am dichtesten drängte.

„Seht die — Schuster-Gündel!“ klang es da plöz-lich höhrend an ihr Ohr und ließ sie erbleichen und schwanken. Aber nur einen Augenblick, dann trat die Jungfrau um so sicherer auf und stieg stolz die Stufen hinauf. War es doch, als ob das Wort allen Muth, alle Kraft in dem gequälten Herzen wachrief. Sie empfand es nicht als Schmach, sondern als Stolz, und es dünkte ihr plözlich als hohe Seligkeit, um den miß-achteten Geliebten zu leiden. So trat sie hochgehobenen Hauptes in den reichgeschmückten Rathhauseaal und ge-

stellte sich zu den Frauen und Jungfrauen der Patriziergeschlechter, die ihr sofort bereitwillig und ehrerbietig Platz machten. Denn noch niemals war ihnen die liebreizende Kunigunde Felsing zugleich so königinnenhaft erschienen. Bald verkündeten schmetternde Fanfaren das Nahen des Kaisers.

Maximilian war in seiner Jugend ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit der Gestalt gewesen, dazu rasch und feurig und immer bereit, das Gewagteste zu unternehmen. Jetzt war ihm nur noch die Feinheit der Sitte geblieben; trotzdem seine Gestalt gebeugt und Haar und Bart ergraut, übertraf ihn an ritterlichen Vorzügen auch heute kein deutscher Fürst. Majestätisch begrüßte er das reichstädtische Patrizierthum, und nahm aus der Hand eines blondgelockten knieenden Pagen einen goldenen, mit edlem Malvasier gefüllten Becher, um ihn auf das Wohl und Gedeihen Nürnbergs mit einem einzigen Zuge zu leeren. Dann wandte er sich sogleich an die Frauen, und zwar an die beiden zunächst stehenden, hochgewachsenen Patrizierinnen, die in ihren weit ausschneidenden, goldstrotzenden Gewändern wie ein paar Pfauen ausschauten, die den schillernden Schweif als Rad aus einander geschlagen haben. Dabei ließ er sich, verbindlich und majestätisch zugleich, also vernehmen:

„Kaum bin ich verwundert, edle Frauen, daß auch Ihr gekommen seid, den Kaiser zu begrüßen, da Ihr wissen werdet, wie er als Ritter Euren Geschlechte huldigt! — Aber ich danke Euch von Herzen und erwarte gnädig Euren Gruß. . . . Nun? — Wer von Euch — redet?“

Aber es rührte sich Niemand, kein Wort, kein Laut war zu hören, nur das Fächerschlagen der beiden erschrockenen Schönen ließ sich vernehmen. Darauf war man nicht vorgefahren. Der Bewillkommungsgruß, auf weiße, persische, goldumrandete Seide gedruckt, war ja seitens des hohen Rathes dem Kaiser schon am Thore überreicht worden.

Und doch! — Plötzlich theilt sich die Menge der anwesenden Frauen, und aus ihrer Mitte hervor tritt ein hocherröthendes Mägdlein, in lichte, fließende Seide gekleidet, biegsam wie ein Rohr und doch hoch aufgerichtet und stolz. Als einzigen Schmuck trägt sie eine schwere goldene Kette um den zarten Hals und zwei starke, perlennummundene Röpfe, die fast bis zu den Knien reichen. Die Gündel erscheint wie erleuchtet und ist es auch! Denn in ihrem klugen Kopfe und warmen Herzen sind plötzlich, wie eine Eingebung, die kunstreichen Worte lebendig geworden, die der Geliebte zum Empfange des Kaisers aufgesetzt und der Liebsten mitgetheilt hat. Zuerst etwas ängstlich und dann immer sicherer und ausdrucksvoller spricht sie die Reime. Und als sie schließt:

„So nehmt sie hin die alte Treu,
Herr Kaiser, diit ich sein;
Um Eure Gnab' seid sonder Reu,
Sie wird gewahrt sein —
In dieser edlen Bürgerstadt,
Die stets zum Reich gestanden hat!
Daß sie und Euer Reich erwacht!
In Fried und Segen steht Hans Sachs —“

bricht ein endloser Jubel aus, in den die Trompeten von den Emporen mit einstimmen. Aber dieser Jubel galt diesmal nicht allein dem Kaiser, sondern auch dem schönen Bürgermeisterkinde, dessen Schlagfertigkeit und treues Gedächtniß ihrer Vaterstadt die Gunst des etwas launenhaften Kaisers bewahrte.

4.

Als die Gündel auf Verlangen Maximilians bei der Tafelrunde an seiner Seite Platz genommen hatte, kam die Rede von ungefähr auch auf den Urheber der vernommenen Strophen, dessen Name dem in der Kunst des Meisterjanges nicht unbewanderten Kaiser durch ein paar fromme Lieder schon bekannt war. Er wünschte den sonderbaren Jüngling zu sehen, der mit Pechdracht und Reim zugleich zu hantieren wußte und forderte die Rathsherrn auf, einen Boten nach Hans Sachs abzuschicken und ihn holen zu lassen.

Dieser war nicht zu bewegen gewesen, das Haus zu verlassen, trotz aller Bitten der verliebten Meisterin, die den schmucken Gefellen lebensgern auf öffentlichem Markte an ihrer Seite gesehen hätte. In wildem Trotz arbeitete er daheim in der Werkstube am brocatenen Brautschuh der Geliebten. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen, keine Thräne in sein Auge; — um so bitterer und brennender fielen die Mannesthränen in seine verwundete Seele zurück. Allmählig war ein Entschluß in dem jungen Dichter reif geworden: Er wollte fort von hier um jeden Preis. Die Silberbägen, mit denen der Bürgermeister die Brautschuhe der einzigen Tochter füllen würde, er wollte sie wirklich annehmen, als Lohn auf sein Schicksal! Sie sollten der Zehrpennig werden, mit dem er seiner Vaterstadt auf ewig den Rücken kehren wollte.

Da rief ihn das Wort des Kaisers.

Bang, zitternd, mit niedergeschlagenen Augen stand der Jüngling eine Stunde später vor dem Mächtigen. Erst als er zu seiner Ueberraschung die Gündel so vertraut an dessen Seite sah, schwand die Furcht. Sie sah aber auch so strahlend glücklich und holdselig aus, als ob es gar kein Leid und keine Trennung mehr in der Welt gäbe. Und als sie ihm jetzt zunickte, ganz öffentlich, bekam er allen Muth zurück und gab dem Kaiser in klugen, wohlgelesenen Worten Auskunft über Alles, was dieser zu wissen beehrte. Auch daß die vom hohen Rath bestellten „Merker“ seine Dichtung verworren hatten, kam dabei zur Sprache und ward von Maximilian lebhaft bedauert.

„Aber grämt Euch nicht darob, Hans Sachs,“ schloß der Kaiser sehr gnädig seine Rede. „Unser dem hohen Rathe gebührender Dank für seine, auf persische Seide gedruckte Poeterei sei diesem keineswegs verwehrt, aber ich meine, Eure Worte haben democh bessern und holdseligern Ausdruck gefunden durch den Mund dieser Jungfer!“ . . . Damit wandte er sich wieder an Gündel, um sie zur Begleitung beim ersten Rundgang durch den Saal einzuladen, zu welchem Pauken und Trompeten soeben donnernd aufforderten.

Und wie nun so im Gehen zwischen dem ritterlichen Kaiser und seiner schönen Partnerin ein Wort das andere gab, erfuhr dieser bald ganz genau, daß der schalkhafte Gott, der mit seinen spitzen Pfeilen ebenso willkürlich wie scharf zu treffen weiß, hier einmal wieder ein ganz besonderes Unglück angerichtet hatte. Und da er fähig und just in der Stimmung war, solches Unglück in Glück zu verwandeln, zögerte er auch nicht lange. Einen Freierwerb wie den Kaiser durfte Niemand zurückweisen, selbst der Bürgermeister der freien Reichsstadt Nürnberg nicht.

Auch hat er niemals bereut, der Fürbitte des Kaisers nachgegeben zu haben. Hans Sachs ward bald weit und breit als Meisterjänger bekannt, und sein Name lebt noch heute in der Nachwelt ruhmvoll fort. Der Name „Schuster-Gündel“, den böswillige Verleumdung und Eiferjucht seiner Gattin gegeben, ward aber lebenslang für diese zum Ehrennamen.

Rachdruck verboten.

Gesundes und schädliches Tanzen.

Von Wilhelm Wendlandt.

Niemand wird behaupten wollen, daß der Ursprung des Tanzes, namentlich des leider fast ganz ausgestorbenen Reigentanzes, aus dem Streben nach gesundheitsfördernden Leibesübungen herzuleiten sei. Das Tanzen ist bei den alten Völkern, unter denen die Griechen in allen Dingen als Muster gelten, nichts als ein Spiel, wie das Ballfangen und Leptenschlagen, nur mit dem Unterschiede, daß es ein schönes Spiel sein soll. Aus diesem Grunde erfordert es Übung und Anstrengung, damit der Körper die nötige Kraft, Elastizität und Grazie erwerbe. Eine Vorstellung von der Schönheit der griechischen Tänze geben uns die Reliefs auf den erhaltenen Vasen, die bei Frühlingsfesten, Hochzeiten und Gelagen die blumenbekränzten Marmorhallen schmückten. Einige vortreffliche Gypsabgüsse solcher Vasen befinden sich in dem mit Kaulbach'schen Fresken geschmückten Treppenhause des Museums zu Berlin. Sie sind geschmackvoll auf die Pforten des Treppengeländers vertheilt, und die Darstellungen darauf, die rings herumgeführt sind, bezeugen hinlänglich, daß feuriger Wein und ausgelassene Freude hier Ursache und Zweck des Tanzens sind, — nicht etwa der allkluge Gedanke, den vertrocknenden Körper nur einmal so recht „auszuarbeiten“.

Die Zeiten ändern sich. Wir sind keine Griechen, und wollen's auch nicht sein. Auch die Zeiten sind dahin, wo man sich in einen sentimentalen Mantel hüllte und thranenden Auges zu den Göttern Griechenlands aufblickte:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret
An der Freude leuchtet Gängelband . . .“

Die moderne Kultur ist fast ausschließlich auf die Ausbildung eines zweckentsprechenden Lebens in der diesseitigen Welt gerichtet. Nur dem Nothwendigen allein wird heute eigentlich eine Existenzberechtigung zuerkannt, nur was das Leben des Menschen als solchen an Körper und Geist zu fördern geeignet ist, wird als werthvoll angesehen, — und Alles ohne Ausnahme wird unter diesen Gesichtspunkt gestellt, sogar die Kunst. Aber die Kunst, die freigeborene Tochter aus Jupiter's Haupt, weigert sich doch, in einem Katechismus der einzig gefunden und normalen Lebensweise ihr stilles Grab zu finden.

In den Bereich der nüchternen Ueberlegung ist auch das Stiefkind der Kunst, die „Tanzkunst“, bereits gerathen, — und nicht zu ihrem Nachtheile. Namentlich fällt in dem Verhalten des großstädtischen Volkes, das am Sonntag seine Kremsfahrt in's Freie macht, das Tanzen der Sache nach gänzlich zusammen mit dem Erwerben neuer Leibeskräfte durch Turnübungen. Nicht ohne Grund befindet sich in den Vororten bei jeder größeren Gastwirthschaft ein Tanzsaal, der auch bei größter Hitze immer auf zahlreiche Besucher rechnen kann. Für Alle, die während der Woche eine sitzende Lebensweise führen, ist ein Tanz, — abgesehen von dem damit verbundenen Vergnügen und seinen mannigfachen Reizen, zugleich das wirksamste und angenehmste Erholungsmittel. Aber nicht nur draußen in den Vorstädten, sondern auch daheim in den Salons erfüllt der Tanz nebenher denselben, wenn auch niemals ausgesprochenen Zweck. Wie manche junge Dame freut sich im Winter, wo die Gelegenheit zu Spaziergängen nicht so günstig ist, wenn es heißt: „Morgen gehen wir zu Ball!“ — „O wie herrlich“, lautet nicht selten die Antwort, „da wollen wir uns mal wieder ordentlich austanzen!“ — Und das wird dann ja auch redlich besorgt.

Die Frage, wie kommt das Tanzen zu einer so allgemeinen Beliebtheit, ist gewiß in erster Linie dahin zu beantworten, daß die Lust an Geselligkeit und die Freude an einem Spiel, welches Männer und Frauen zu gemeinsamem, heiterem und ungezwungenem Verkehr vereinigt, die erste Ursache und der letzte Zweck desselben sind. Allein die Stimmung der Zeit hat auch der naiven Tanzlust eine Art Culturmission beigegeben, die zwar nur von wenigen, ganz von des Gedankens Blässe Angekränkelten mit deutlichem Bewußtsein verfolgt wird, die Mehrzahl der Tänzer aber nur als instinctive Ueberzeugung von der heilsamen Gegenwirkung gegen das stöckende Leben von uns Stuben- und Städtebewohnern befeelt. Kein Wunder also, daß in den Großstädten, wo der krankhaften Vergnügensucht ja so mancherlei Gelegenheit geboten wird, das Tanzen den ersten Platz behauptet. Denn das Bewegungsbedürfniß nach der Woche Last und Hitze ist ein viel größeres, als in den Kleinstädten und auf dem Lande. Freilich darf man nicht vergessen, daß auch der Bauer und das Bauernmädchen, die im Felde genug körperliche Anstrengung finden, am Sonntag democh nicht verschmähen, sich stundenlang auf dem Tanzboden zu wirbeln. Hier trifft unsere hygienische Reflexion nicht zu. Vielmehr machen sich hier die Ueberkraft und das Ueberbehagen geltend; weshalb es denn auch bei Bauertänzen gewöhnlich mehr wie fröhlich hergeht. Der echte bairische Bauer ist bekanntlich nicht zufrieden, wenn er vom Tanzplatz heim soll, ohne „gerauscht“ zu haben.

Für diejenigen aber, die mehr geistig thätig sind oder Stubenarbeit zu verrichten haben, ist das Tanzen unzweifelhaft eine der besten Leibesübungen, weil es Bewegungen veranlaßt, die gleichzeitig der Gesundheit dienlich sind und des Menschen Herz erfreuen. Eine heitere Stimmung ist immer von großem Einfluß auf das Wohlbehagen des Körpers. Allein nicht minder eine taktmäßige Bewegung. Die verzerrten Glieder scheinen in ihre natürlichste Lage zurückzuführen und ein Gefühl von Leichtigkeit und Freiheit erwecken im Körper. Zudem ist jede andauernde Bewegung des ganzen Leibes eine heilsame Beförderung des Stoffumsatzes. Das Blut, die Jellen, Muskeln und Nerven erhalten neue Nahrung. Ein von geistiger Arbeit überanstrengtes Gehirn findet die nötige Ruhe, die vom Sitzen freigeordneten Glieder werden wieder geschmeidig durch die wechselnde und schnelle Bewegung. Es ist also auch aus diesem Grunde leicht erklärlich, warum die Jugend so gern tanzt, und warum die Alten es immer noch nicht lassen können. Zu ihrer Entschuldigend oder auch Ermunterung mag daran erinnert sein, daß Sokrates noch in hohem Alter nicht unterließ, sich im Turnen und Tanzen zu üben. Es ist Thatsache, daß Tanzübungen, die täglich und mit Vorsicht angestellt werden, wie wenn es sich um eine Schularbeit handele, bei jungen und alten Mädchen von schwacher Gesundheit zum großen Theil die Gymnastik ersetzen können. Und sicherlich gewähren solche Übungen neben ihrem Nutzen auch stets ein ganz besonderes Vergnügen.

Soll aber der Tanz ein wirksames Heilmittel sein, so ist es nötig, ihn in richtigem Maß und Takt auszuführen, weil andernfalls able Folgen unausbleiblich sind. Bei keiner körperlichen Bewegung ist größere Vorsicht geboten, als beim Tanz. Die Uebelstände, die daraus hervorgehen können, sind zahllos: Athmungs-Beckwerden, Herzklopfen, zu starke Transpiration, Verdauungs-Störungen, Steifheit und Schläffheit der Gliedmaßen, Bronchitis, Lungenentzündung, Fieber u. dergl. m. Die Ursachen aller dieser Uebel sind folgende: Man tanzt gewöhnlich in einem Saale, worin die Luft zu warm ist, weil entweder die Ventilation ungenügend oder die Beleuchtung zu stark. Solche Luft ist sehr schädlich für die Lungen und die Gesundheit überhaupt. Bei den Damen kommt hinzu, daß sie sich häufig zu fest schnüren und so die Einathmung der nothwendigen Luft verhindern. Die meisten Dünmachten bei Pällen haben schlechterdings keinen anderen Grund. Ferner ist der Zug, welcher beim unvorsichtigen Öffnen der Fenster entsteht, schon oft die Ursache der Lungenentzündung und eines schnellen Todes gewesen. Man tanzt gewöhnlich zu lange, ohne sich genug auszuruhen. So kommt es denn, daß man vor Uebermüdung auch zu einer Zeit noch nicht einmal einschlafen kann, wo es bereits Zeit zum Aufstehen wäre. — Das Uebermaß an Wärme, welches die heftige Bewegung erzeugt, wird durch starke Transpiration ausgeglichen; es kann daher von größtem Nachtheile sein, wenn die letztere durch den Genuß eiskalter Getränke gehemmt wird. Das Tanzen gleich nach dem Essen ist schädlich, man sollte mindestens eine Stunde warten. Das lange Sitzen bei Tafel hat also einen sehr guten Zweck, wenn leidenschaftliche Tänzer und Tänzerinnen es auch gewöhnlich für sehr überflüssig halten. — Gänzlich verboten ist der Tanz Allen, deren Athmungs-Organen leidend sind, weil in der erhöhten Temperatur und durch die gewaltsame Bewegung ein Blutsturz die Folge sein kann; ebenso ist Allen, die an Herzklopfen leiden, vom Tanzen auf das Dringendste abzurathen.

Unsere Rundtänze haben vielerlei gegen sich. Die Bewegung ist meist zu rasch und die unzähligen Drehungen erzeugen Schwindel und Uebelkeit.

Aber unsere altheidischen und mittelalterlichen Reigentänze sind leider ausgestorben. Wir haben nur noch die aus Frankreich importirten Kunstblumen Contro und Quadrille, zwei Erzeugnisse, die außerdem fast ausschließlich Eigenthum der Salons sind. Am meisten beliebt ist gerade der gefährlichste aller Rundtänze, der Walzer. Ursprünglich war der Walzer ein ganz ungefährlicher Bauertanz, wie sein Name, „Schleifer“, schon andeutet. Er ist der eigentlich deutsche Tanz, den wir gern alle als den schönsten bezeichnen. Aber nur in dem richtigen Tempo! — Gegenwärtig ist er geradezu in einen dreitaktigen Galopp entartet. Ärztliche Beobachtungen an jungen Mädchen von 22–24 Jahren, die sich einer guten Gesundheit erfreuten, haben ergeben, daß der Puls nach einem Walzer 132 Schläge gegen 80 vor dem Walzer thut, und daß die Körperwärme während des Tanzens von 34 auf 39 Grad gestiegen war, und zwar nach einem einzigen Walzer in einem geräumigen Saal, worin die Temperatur 15 Grad betrug! — Man kann sich also einen Begriff davon machen, welche Wirkung ein Tanzen während der ganzen Nacht und in einem heißen, oft staubgefüllten Raume haben muß: Ein großer Kraftverlust ist unausbleiblich.

Es wäre in der That eine sehr lobenswerthe Aufgabe für Tanzlehrer, das ursprüngliche Tempo des Walzers wieder einzuführen, den Galopp ganz zu beseitigen und die alten deutschen Reigentänze mit deutschen Kommandos wieder zu beleben, damit auch die „ungebildeten“ Tänzer nicht nur auf Rundtänze angewiesen wären und das Tanzen allen Klassen des Volkes eine durchaus ungefährliche Lustbarkeit und — Erholung böte.

Nachdruck verboten.

Am Abend.

Eine Träumerei von Gabriele von Lieres und Willkau.

Lor der Thür einer Hütte saßen am Feierabend zwei Frauen. Die Eine von ihnen stand im Greisenalter, ihr Gesicht war well und sorgendurchfurcht; das Tuch, welches sie um den Kopf geschlungen trug, band eisgraues Haar zurück. Aus den feurigen Augen und von den rothen Lippen der Andern lächelte der Lenz... jener erste Jugendlenz, der die Zenithsturm der Sonne noch nicht kennt, und über den noch kein Sturm hinweggebraust ist. Die Frauen sprachen von der Liebe.

„Güte Dich vor ihr, o Kind!“ sagte die Aeltere. „Sie kommt, wie im Mai der Frühlingsduft von den Sträuchern, süß und lind, doch sie ist ein feines, scharfes Gift, das Dich durchdringt bis in's innerste Mark hinein. Sie verbrennt Dein Herz für alles Andere außer ihr, Alles, was Du vordem geliebt hast, nimmst sie Dir, um Dir ost nichts zurückzugeben, sie macht Dein Wünschen toll, Deine Gedanken wahnsinnig. Um zu bestehen, sich an der Hoffnung zu nähren, versengt sie Deinen Verstand, blendet sie Deinen Blick, daß Du Gegenliebe siehst, selbst da, wo Du verachtet wirst. Jahre raubt sie Dir, Dein Leben zerfleischt sie, die Liebe.“

Das Mädchen lächelte, halb angstvoll, halb ungläubig. In seinem Blick stand die Frage: „Und wenn ich glücklich liebe?“

Da begann die Alte wieder: „Höre mich an! Auch ich war jung wie Du, auch ich wollte die Liebe, auch ich wollte mich nicht zufrieden geben mit dem Freier, den Andere mir ausgesucht hatten, mit seinem Wohlstand, seinem Fleiß, mit dem ruhigen Blick seiner Augen. Ich wollte die Liebe. Ich ließ sie in meinen Sinn, und sie schlug ihn mit Blindheit. Ich glaubte, wieder geliebt zu werden, ich sah die Liebe in den Augen, welche mir theuer waren, ich hörte in der Stimme des Geliebten das Entzücken an mir und eine Schen, zu wagen. Die Liebe machte mich toll, ich wollte ihn ermuntern, bei Sonnenuntergang traf ich ihn im Wald, ich sah ihn an und lachte, und er küßte mich. Bald darauf gingen seine Freier zu der Andern, welche er heirathete. Blutige, ungezählte Thränen weinte ich da; der Jörn, die Scham, die Eifersucht zerrissen mich wie wüthende Raubthiere, fast hätten sie mich befreit von der Liebe. Aber sie war stärker: wieder drang sie wie ein feines, scharfes Gift in meinen Verstand, und ich sagte mir: Dennoch bin ich es, die Er liebt; wer weiß, was ihn zwang, die Andern zu heirathen! Und wieder war ich nach Jahr und Tag bei Sonnenuntergang allein im Wald. Jenseits der Stämme klangen Stimmen auf; junge, lachende Männer kamen von der Arbeit heim. Er war unter ihnen. Ich hörte, wie sie meinen Namen nannten. Sprich mir nicht schlecht von ihr!“ sagte er lustig. „Sie ist ein gutes Mädchen; ich habe sie immer gern gehabt, und sie mich noch mehr. Hier im Walde habe ich sie einst geküßt! Da fluchte ich der Liebe!“

Die Greisin schlich in das Haus, Thränen des Jorns standen in ihren eingesunkenen Augen. Eine Weile noch sah das Mädchen auf der Bank vor der Hütte, unruhig über das Thal zu seinen Füßen hinschend, an dessen Rand das Abendroth zwischen dunklen Föhren und lichtgrünen Birken hindurchschimmerte.

Die Sonne sank; lauter schmetterte die Nachtigall, stärker duftete der Flieder in den Gärten des Dorfes. In der Hütte saß die Alte allein am Herd, die Bank vor der Hausthür stand lange schon leer; vom freien Feld hereintommend, trat das Mädchen über die Schwelle der mütterlichen Behausung. Seine Wangen waren naß, halb vom Thau, der draußen herniederschlug, halb von Thränen; seine Stimme zitterte, seine Blicke glänzten feucht. Rauchzend, jubelvoll flüsterte es: „Mutter, ich liebe!“

Nachdruck verboten.

Lady Brassey.

Siehe das nebenstehende Portrait.

Von Anna Helms.

Wieder hat der Tod ein Opfer gefordert unter denen, welche der Wandertrieb hinauslockt in die Weite. Von Port Elizabeth, Algoa Bay, ist unerwartet die Trauerkunde von dem Hinscheiden Lady Brassey's nach England gelangt; eine tödtliche Krankheit hat die Nimmermüde dahingerafft, und fern der Heimath liegt sie nun in der Tiefe des Weltmeeres zur letzten ewigen Ruhe gebettet. Ihr Tod erregt in weitesten Kreisen die aufrichtigste Theilnahme. Die Verdienste, welche sie sich in ihrem eigenen Vaterlande durch die Gründung und Förderung der verschiedensten gemeinnützigen Anstalten erworben, sichern ihrem Namen ein bleibendes Andenken; bei uns ist sie als geistvolle Schriftstellerin bekannt geworden, und ihre weiten Reisen haben sie mit den Bewohnern der entlegensten Gegenden in Berührung gebracht.

Lady Annie Brassey, geboren am 7. October 1839, war die älteste Tochter von John Alnut, einem ebensowohl seines Reichthums als seines hervorragenden Wohlthätigkeitssinnes wegen bekannten Kaufmann in London. Ihr Vater überwachte mit der peinlichsten Sorgfalt alle Einzelheiten ihrer Erziehung. Da sie ihre Mutter früh verlor, entwickelte sich bei ihr schon in jungen Jahren eine gewisse Selbstständigkeit des Wesens. Im Jahre 1860, am 9. October reichte die junge, damals einundzwanzigjährige Annie Alnut ihre Hand Mr. Thomas Brassey zum Bande für das Leben.

Mr. Thomas Brassey wurde als Sir. Thomas Brassey um seiner anerkannt hervorragenden seemannischen Tüchtigkeit willen auf den Posten eines Lord of Admiralty berufen, und

kurze Zeit darauf sah er sich zum Range eines Peers erhoben. Der Name Lady Brassey's bedeutete eine Macht, und dieselbe wurde zum Segen für Viele. Sie war eine Frau von seltener Thakraft, hohem Geist und unerhöplicher Güte des Herzens, eine Frau, die ebenso warmen, offenen Sinn hegte für die höchsten geistigen Interessen der Menschheit, wie auch für das leibliche Wohl und Wehe ihrer Mitbrüder und Mitbürger. Den Aufgaben der St. John's Ambulance Association widmete sie sich mit wahrhaft aufopfernder Hingabe, und ihre Erhebung zum Range einer Dame chevaliers des Ordens von St. John of Jerusalem war nur eine wohlverdiente Anerkennung des nie erlahmenden Eifers, mit dem sie ihre Kräfte in den Dienst der Gesellschaft stellte. Ebenso rastlos war sie, wenn es sich darum handelte, mehr Licht in das Leben der mit den Händen Arbeitenden zu tragen und deren Dasein einen höheren geistigen Inhalt zu geben. Ihre Gastfreundschaft war unbegrenzt und in ihrem glänzenden Heim in Park Lane, wie auch in ihrem mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Schlosse Normanhurst Court, ihrem Lieblingswohnsitz, war sie der belebende Mittelpunkt eines glänzenden, auserlesenen Kreises.

Ueber ihre zahlreichen Reisen hat uns Lady Brassey selbst in anziehendster Weise berichtet. Der Sunbeam, dessen Namen so unzertrennlich mit demjenigen seiner geistvollen Herrin verknüpft erscheint, hat sie oft und oft nach den fernsten Gegenden und Zonen getragen. Als er zuletzt am 19. November 1886 von England absegelte, befand sich Lady Brassey



Lady Brassey.

nicht an Bord desselben; ihre Gesundheit, welche während all der letzten Jahre schwankend gewesen, hatte sich zwar gerade zu dieser Zeit einigermaßen gebessert, trotzdem zog sie es vor, die Reise nach Indien auf dem kürzesten Wege zurückzulegen und erst in Bombay mit ihrem Gemahl und den Kindern zusammenzutreffen. Der sechs Wochen andauernde Aufenthalt in Indien brachte in seinem Verlauf Anstrengungen aller Art. Lady Brassey zeigte sich denselben jedoch in vollem Maße gewachsen und setzte oftmals die übrige Reisegesellschaft durch ihre Ausdauer in Erstaunen. Kreuz und quer ging es durch das Land, und dann erst nahm der Sunbeam seine Herrin an Bord, um sie nach Ceylon und weiter nach Hongkong, Moultain, Singapore, Britisch Nord Borneo, Macassar und nach dem an der Westküste Australiens gelegenen Albany zu tragen. In Ceylon litt Lady Brassey sehr von der Hitze, namentlich während ihres Verweilens in Trincomali. Auch in Birma und in der Straße von Malacca war die Hitze größer, als mit der Annehmlichkeit des Daseins verträglich erscheint. In Borneo war es noch schlimmer, und nicht nur Lady Brassey, sondern auch alle Uebrigen an Bord des Sunbeam litten unter der drückenden Schwüle der Temperatur. Die lange Seereise nach West-Australien und der Uebergang in kühlere Regionen übte nicht die erhoffte, günstige Wirkung auf den Gesundheitszustand von Lady Brassey, trotzdem ließ sie sich keineswegs abhalten, mehrere größere Ausflüge zu unternehmen. Während der Fahrt nach Adelaide herrschte kaltes, stürmisches Wetter, welches andauernd, als Lady Brassey zu Land nach Melbourne-Sydney und Brisbane weiterreiste. In Sydney hatte sich Lady Brassey eine starke Erkältung zugezogen, welche sich, noch ehe Brisbane erreicht war, zu einem heftigen Bronchial-Katarrh verschlimmerte. Aber der Sunbeam gelangte

*) „Eine Segefahrt um die Welt“ „Sonnenschein und Sturm im Osten“ und „Eine Familienreise in die Tropen“ sämtlich in deutscher Uebersetzung in Leipzig erschienen.

jetzt allmähig wieder in wärmere Breiten, und von dem milderen Klima wurde eine Besserung des Leidens erwartet. Längs des Barrier-Riffes und weiter durch die Arafura-See und die Sunda-Straße setzte das Schiff die Fahrt fort. Die stellenweise sehr gefährliche Reise war glücklich zurückgelegt, Kap York war umschifft, und weiter führte der Weg an Arnhem-Land vorüber durch den Meerbusen von Carpentaria hin. Ein am 31. August von Thursday-Insel, Torres-Straits, aufgegebenes Telegramm meldete: „Lady Brassey nicht ganz wohl.“ Keine weitere Nachricht erreichte England, bis am 11. October der elektrische Draht die erschütternde Kunde von dem Ableben der in jeder Beziehung so hochbedeutenden Frau überbrachte: „Lady Brassey verschied am Malaria-Fieber, am 14. September, sieben Tage nach der Abfahrt von Port Darwin. (Nordküste von Australien.) Am nämlichen Tage bestattet. Ruhig, geduldig und liebevoll bis zum Ende.“ So lautete das Telegramm Lord Brassey's. Wir wissen, daß die dem Auge so reizend erscheinenden Inseln und Inselchen, welche die Nordküste von Australien umlagern, die schlimmsten Brunnstätten des tödtlichen Fiebergiftes bilden; hier wurde ohne Zweifel der Keim zu der Krankheit gelegt, welche ein so verhängnisvolles Ende nehmen sollte. Sobald die Gefahr erkannt wurde, ging der Sunbeam in See, um die Leidende der verderblichen Wirkung der Landwinde so bald wie möglich zu entziehen. Umsonst, — wohl trägt jeder Tag den Sunbeam näher hin zu den heimischen Gestaden, aber traurig weht die Flagge Halbmaß, und die Herrin, deren liebste Stätte die Planken des stolzen Seglers gewesen, kehrt nicht mehr zurück in den sicheren Port. Fern der Heimath liegt sie in kristallener Tiefe gebettet, und über dem stillen Grab rauschen die Wogen des Weltmeeres nimmer verstummenden Klagegefang.

Nachdruck verboten.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Wenn die Temperatur unter Null gesunken und der erste Schnee gefallen ist, steigt die Bewegung im gesellschaftlichen Leben, und man rüftet sich mit allem Eifer zur Winter-Campagne, deren Lösungswort „das Vergnügen“ ist.

Nur die Jagden fesseln noch die Nimrode an die gefrorenen Aeder und Wiesen, und der arme Hasen leibtes Stündlein hat geschlagen. Der Kaiser von Oesterreich, der Kronprinz und die meisten Erzherzoge sind leidenschaftliche Jäger; dem hohen Beispiele folgt der größte Theil der Aristokratie. Kaiser Franz Josef ist der thätigste und fleißigste Mann im Lande, und seine nächste Umgebung wird alle Tage über die Leistungsfähigkeit des allgeliebten Herrschers in Stannen verlegt. Wie bei der Arbeit, so ist er auch bei seinem einzigen Vergnügen, der Jagd, mit ganzer Seele dabei und als bester Schütze und Tourist gekannt und bewundert.

Der weibliche Theil der Gesellschaft spinnt zwar nicht, wie Schiller's Hausfrau, „um die schnurrende Spindel den Faden“, — sie spinnt aber Toiletten-Pläne für die immer näher heranrückende Saison.

Die Wiener Gesellschaft theilt sich im Großen und Ganzen in drei Kategorien. Da ist zuerst die „Aristokratie mit der Diplomatie“, ihr folgt die sogenannte „zweite Gesellschaft“, und dann die „hante mano“. Die Künstlerwelt bildet nur bei besonderen Anlässen ein abgeordnetes Ganzes; sonst ist sie mehr oder weniger in allen Kreisen vertreten.

Es giebt wohl kaum irgendwo eine Aristokratie, die aristokratischer und abgeschlossener ist, als die österreichische. Sie genügt sich vollkommen selbst und umgiebt sich mit einer Art chinesischer Mauer gegen jedes Eindringen unberufener oder fremder Elemente. Sie selbst theilt sich auch wieder in zwei Lager; an der Spitze des einen steht die Fürstin Pauline Meternich, die von der französischen Hauptstadt, wo sie bekanntlich eine so große Rolle gespielt, französischen esprit und Pariser chic mit nach Wien gebracht hat und alljährlich die Wiener mit neuen Ideen und Erfindungen im Bereiche des Vergnügens verblüfft.

Ihr zur Seite steht das Haus Rothschild und die Jugend, die natürlich immer zur Jagde des Vergnügens schwört. Das zweite Lager ist das passive, conservative, das keine Initiative ergreift und nur althergebrachter Sitte huldigt.

Die Diplomatie wird selbstverständlich in die aristokratischen Cirkel aufgenommen; doch diese Nothwendigkeit, dieses „noluisse oblige“ wird nicht immer freudigen Herzens erfüllt. Da ist besonders die Jugend, die stets zur Unduldsamkeit geneigt ist, von erstamenswerther Reserve. Ihre Devise heißt: „Unter uns“, und daran hält sie fest. Die Töchter der Gelehrten und diplomatischen Vertreter in Wien müssen sein vorichtig zu Werke gehen, um vor den schönen Augen der Wiener Comtesse's Gnade zu finden. Ja, diese Wiener Comtesse's sind ein eigener Typus! Zumeist sehr hübsch, geistreich, witzig, gutmüthig, fromm, aber dabei sehr stolz und exklusiv. Sie halten fest zusammen, wie eine kleine Armee, und bilden eine geschlossene Phalanx gegen alle äußeren Angriffe.

Natürlich findet der männliche Theil des diplomatischen Corps, und käme er aus dem Zululande, einen besseren Empfang, als der weibliche, aber auch da stehen die Brüder, Vettern und Freunde der Muli, Franz, Lufchi, und wie sie Alle heißen, kampfbereit dahinter.

Unter den diplomatischen Vertretern sind jene Spanien's und Belgien's die Bevorzugten; das bringen die verwandtschaftlichen Beziehungen des österreichischen Kaiserhauses mit den beiden Königreichen mit sich. Deutschland hat durch das innige Freundschafts-Verhältnis der beiden Mächte und dadurch, daß der deutsche Botschafter ein Prinz und seine Gemahlin eine Prinzessin aus regierendem Hause ist, eine vollkommene Ausnahme-Stellung. Frankreich hat sehr viel von seinem Nimbus eingebüßt, seitdem seine Vertreter schlichte Bürger der Republik sind; auch die französische Sprache muß heute hinter der englischen zurücktreten, die ungemein beliebt geworden.

Die exotischen Erscheinungen, wie hier die Perser, Amerikaner, Brasilianer, Türken zc. charakterisirt werden, sind zumeist



Herbststimmung. Von Carl Hoff.

Wolke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh,
Fallet sanft, ihr deckt die Gräber
Mancher todten Hoffnung zu.
(G. Leuthold.)

auf sich selbst angewiesen, wenn sie nicht mit der zweiten Gesellschaft fühlbar nehmen wollen, die sie mit offenen Armen empfängt.

Der Hof gewährt natürlich Allen, in liebenswürdigster Art, gleiche Gastfreundschaft; doch die Anzahl der Hoffeste ist eine zu geringe, um dadurch das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der Hof-Etiquette sind in Oesterreich seit vergangener Jahre weitere Grenzen gezogen worden. Die Stellung des Mannes ist nun auch für die nicht hoffähige Frau maßgebend, insofern er activer Minister oder Chef eines Militär- oder Civil-Departements ist. Was aber für die Frau gilt, gilt nicht für die Tochter, und da häumt sich wohl so manches Mädchenherz gegen die grausame Etiquette auf, die es der alten Mama, nicht aber der jungen, hübschen Tochter gestattet, an den glänzenden Festen theilzunehmen.

Die Toiletten-Frage ist natürlich eine sehr wichtige, doch nur für die verheirathete Frau. Die Comtessen erscheinen auf den Bällen in weißen oder farbigen Taillkleidern; jeder Schmuck, Sammet oder Seide, ist verpönt, nur Blumen, Bänder und die Schönheit der Trägerin sind gestattet!

Die „zweite Gesellschaft“ beherrscht eigentlich die Saison. Sie ist kosmopolitisch; sie reicht in die Aristokratie hinauf; sie vereint Militär, Diplomatie, Jungadel und sie und da auch die Kunst. Ihr Gesichtskreis ist ein weiterer; man sieht gern interessante Fremde, man musiciert, declamirt, spielt Komödie und tanzt. Ein frischer Zug, ein natürlicher Ton geht durch das Ganze. Nur eine Leidenschaft droht auch da die Geselligkeit zu untergraben, und das ist — das Kartenspiel! Whist und Tarot nehmen schrecklich überhand, und sogar die jungen Mädchen beginnen, statt für Musik oder Tanz, für „Pagat Ultimo“ und „Groß Schlemm“ sich zu begeistern.

Die haute finance öffnet alljährlich ihre prachtvollen Gemächer und empfängt Gäste aus allen Kreisen der Gesellschaft. Da findet man am häufigsten die Künstler- und die Herrenwelt vertreten; an letzterer leiden die zwei anderen Gesellschaften oft fühlbaren Mangel. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles!“ Und Gretchen hat Recht!

Zu großer Luxus, ein gegenseitiges sich Ueberbietenwollen ist der große Fehler dieses Kreises. Was bei der Aristokratie die Ahnenprobe, ist da der Rammton. Wer mehr besitzt, gilt mehr, und wer nicht mit zeitlichen Gütern beglückt ist, muß dann wenigstens durch einen klangvollen Namen oder durch

besondere Talente glänzen. Die Person selbst fällt da weniger in's Gewicht, als der Nimbus, der sie umgiebt.

Die in Wien schon so oft erörterte Frage der verschiedenen Speisestunden erschwert den geselligen Verkehr ungemein. Diesem Uebel trachten nun Einige dadurch abzuhelfen, daß sie den englischen „four o'clock tea“ einführen, der dann der geeignete Moment ist, Besuche zu empfangen.

Noch sind die Salons nicht geöffnet; erst nach Weihnachten beginnt das eigentliche gesellschaftliche Leben und Treiben. Der Spätherbst brachte böse, herzergriffende Kunde aus San Remo, die ganz Oesterreich in Trauer versetzt; — er brachte eine totale Finsterniß in unserem Opernhause und eine interessante, ganz eigenartige Ausstellung im Gewerbe-Museum: Die Ausstellung der zum Jubiläum des Papstes bestimmten Geschenke. Die werthvollste Gabe war unstreitig das Geschenk der österreichischen Erzherzoge: Ein altes Reliquiar, in deutscher Silberarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in der Form eines Reßbuches. Auf dem Deckel des Gehäuses sind die Namen der hohen Spender auf silbernen Schilde gravirt. Eine ganze Garnitur kirchlicher Geräthschaften aus echtem Golde war das kostbare Geschenk der Prinzessin von Coburg, Mutter des Fürsten von Bulgarien. Welche in allen Formen, reich mit Edelsteinen verziert, stammten vom Cardinal-Erzbischof von Wien. Alle Klöster und Stifte waren vertreten, und unter den Kronländern zeichnete sich besonders Böhmen durch die Fülle seiner Gaben aus. Voll Bewunderung blickte das Kennerauge auf die herrlichen Erzeugnisse der böhmischen Spitzen-Industrie. Eine vollständige Ausstattung von Kirchenkleidern und Kirchenwäsche, aus feinstem Leinwand oder feinstem Batist, mit echten Spitzen besetzt, konnte und mußte die Bewunderung jeder Hausfrau erregen. Mit Seidenbändern gebunden und auf einander geschichtet, lag Alles fein zierlich da. Dazwischen prangten Ciborien und Nonstrangen aus eitlem Golde, mit Edelsteinen, vorzugweise Granaten, reich geziert. Die Reßgewänder boten wahre Kunstwerke weiblicher Handarbeit dar. Auf weißer oder farbiger Seide, waren sie zumeist reich in Gold gestickt. Ein wandgroßer Gobelin-Teppich mit den zwölf Aposteln ward von den Triestiner Damen gestiftet, die laut beigelegter Inskription nicht weniger dem 15,000 Stunden daran gearbeitet haben. Auch aus unseren Schmerzensländern, aus Bosnien und der Herzegowina, sah man alte Teppiche und zarte, reizende Stickereien im orientalischen Stil. All das bil-

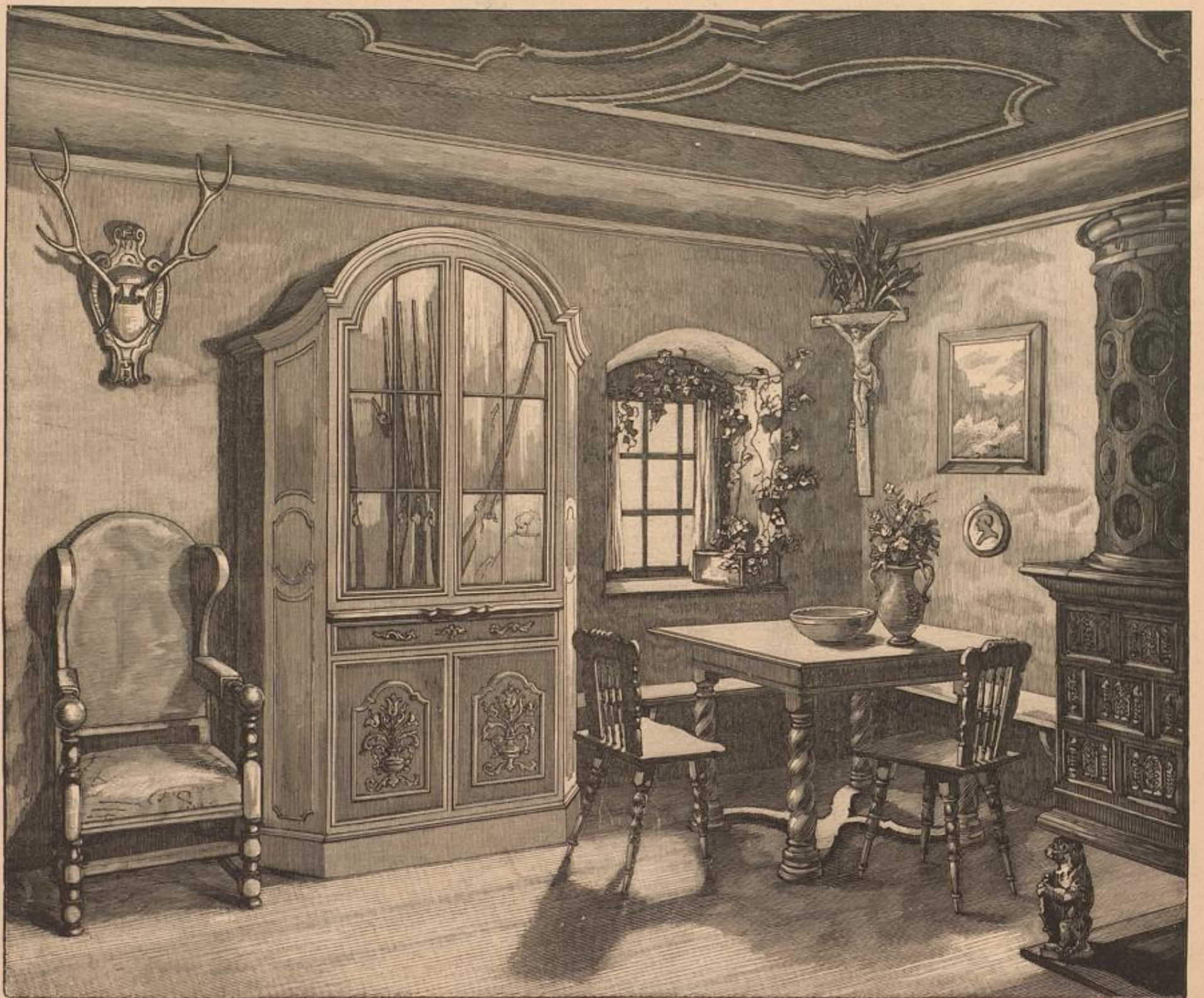
dete eine ganz eigenartige Zusammenstellung der heterogensten Gegenstände zu einem einheitlichen Zweck. Papst Leo muß die Ueberzeugung gewinnen, daß Oesterreich ein treues katholisches Land ist.

Wien, Ende November 1887.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode-Congress. Von August Mandlik. Siehe das Bild, Seite 473. — Eine neue Toilette sollte immer in einer conferece a quatre vorderathen werden. Hauptperson natürlich die Dame, welche die Toilette tragen wird, Ehren-Präsidentin eine gute Freundin; erster Beirath die Schneiderin, zweiter die Jofe. Es sollte immer so sein, wie unser Künstler sein Bild gemalt hat, denn es ist immer mißlich, in Toiletten-Angelegenheiten dem eigenen Geschmack allzusehr zu vertrauen. Aber auch die Berathungen dieser Personen verbürgen noch nicht immer ein erspriechliches Resultat, wenn die Congress-Teilnehmer nicht aus kluger Wahl zusammenberufen wurden. Vorsicht vor allen Dingen mit der Ehren-Präsidentin, der guten Freundin! Sie muß Geschmack haben, selbstverständlich; aber ebenso wichtig ist es, daß sie die Selbstlosigkeit besitzt, neidlos einer Freundin den Ruhm eines exquisiten Geschmackes zu gönnen. Da man diese Selbstlosigkeit nicht bei allen guten Freundinnen findet, wählt man am besten zur Ehren-Präsidentin des Mode-Congresses eine solche, deren Erscheinung neben der eigenen immer zur Geltung kommt, — keine gleichartige, sondern eine von anderer Figur, von anderem Temperament. Auch der Rath der Schneiderin ist nur mit Vorsicht anzunehmen. Die Toiletten-Künstlerin hat meist nur das Kunstwerk im Auge, das sie liefern will, nicht die Trägerin, welche die Seele dieses Kunstwerkes ist. Auch arbeitet sie in den theuersten Stoffen am liebsten, und vor der Höhe einer Rechnung schreckt sie niemals zurück. Dagegen sollten die bescheidenen Rathschläge der Jofe niemals unbeachtet bleiben; sie kennt ihre Herrin am besten, denn sie kennt sie im Négligé, und der Triumph ihrer Herrin ist ihr eigener Triumph.



Jagdzimmer

nach einem Entwurf von Seig und Seidl in München. Gewehrschrank aus Fichtenholz, grün gestrichen und bemalt, der Obertheil innen roth gestrichen. Glasfüllungen mit Messingsprossen, ciselirte Messing-Verchlöße. Grün gestrichener Tisch aus Buchenholz mit Hornplatte; gepolsterter Kesseltisch mit braunem Lederbezug und Stuhl in gleichem Holz und Anstrich. Grün gestrichenes Gewehrschild aus Steinmasse. Schwarzer Ofen.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Sessel und Sopha. — In den Anfängen aller Cultur sitzt man überall unbequem. Das zeigt sich heute noch, wenn man die allerprimitivsten Baumstämme betritt: die Hütten der Waldarbeiter oder der Hirten in den Bergen. Da giebt es keinen anderen Sitz, als den Herbrand oder, wenn es hoch kommt, eine schmale Balkenbank, die unbeweglich am Boden oder am Balkengefüge des Hauses haftet.

Welche Wandlungen das Sigmöbel im Laufe der Culturgeschichte durchlebt hat, wie sich an ihm Länderweise und zeitweise bald die künstlerische Empfindung, bald der Wunsch nach Bequemlichkeit in erhöhtem Maße geltend macht, darüber ließe sich viel sagen. Die Gegenwart ist dahin gekommen, daß die Sigmöbel andere Gestalt annehmen, je nachdem sie zum Arbeiten oder zum Ausruhen, zum Plaudern oder zum Essen benutzt werden sollen. Aus allen Zeiten und aus allen Ländern hat man das Bequemste und das Schönste zusammengeführt, um im modernen Salon die Menschen darauf sitzen zu lassen.

Bei der Herstellung der Sigmöbel sind als leitende Grundgedanken folgende in's Auge zu fassen: Das Sigmöbel soll vor Allem, seinem eigentlichen Zwecke entsprechend, einen bequemen Sitz bieten, es soll ferner ohne Schwierigkeit umgeklappt werden können und soll endlich sowohl für sich allein, als auch im Zusammenhange mit der übrigen Ausstattung der Räume dem Schönheitsgedanken entsprechen. Diese von drei Seiten her erhobenen Ansprüche sind mitunter etwas schwer in Einklang zu bringen.

Es läßt sich nicht schwer erkennen, für welche Zwecke man eine bequeme Sitzgelegenheit verlangt: für das Arbeiten, für das Essen, für Unterhaltung und für Ruhe. Diese verschiedenen Zwecke fordern eine Verschiedenheit der Sitzgelegenheit. Beim Arbeitssitze tritt die technische Brauchbarkeit und die individuelle Gewohnung am meisten in den Vordergrund; ihr gegenüber müssen die künstlerischen Ansprüche beiseite zurücktreten. Der Sitz zum Essen kann nicht so gestaltet sein, wie der Ruhesitz; denn das Essen ist, wenn auch keine Arbeit, doch eine Thätigkeit. Deshalb ist in der ganzen gestitteten Welt der Platz zum Essen principieel ein Sessel, der eine gewisse Beweglichkeit gestattet, also in der Regel ein Sessel ohne Armlehne; der Sitz für die Nacht ist dagegen womöglich ein Divan, Sopha oder Lehnstuhl. Würden wir in unseren Zimmern lediglich der Ruhe pflegen, so bräuchten wir gar keine Stühle, sondern bloß Sophas und Divans. Wir sitzen aber auch bei gefelliger Unterhaltung, und dieser Sitz ist es, der eine gewisse Combination von Beweglichkeit und bequemer Sitzgelegenheit bieten muß. Darum finden wir im Salon das Sopha und den Divan, daneben den Lehnstuhl und den einfachen Sessel, und alle finden Verwendung im geselligen Leben: die zweiflügeligen Polstermöbel für Leute, die eine vertrauliche Annäherung nicht zu scheuen haben; die Lehnstühle für egoistische, selbstbewußte und selbstgenügsame Bequemlichkeit; die einfachen Sessel für diejenigen Elemente der Gesellschaft, welche entweder aus gesellschaftlichem Pflichtgefühl oder wegen ihres Temperaments eine leichtere Beweglichkeit ihrer Person und ihres Sitzes vorziehen.

Was die künstlerische Ausgestaltung der Sigmöbel betrifft, so sind dieselben etwas schlimmer daran, als andere Gegenstände unseres Hausrathes. Vor Allem muß hervorgehoben werden, daß ja das Sigen eine an sich völlig bedeutungslose Function des Menschen ist und daher das Sigmöbel auch künstlerisch immer den Eindruck einer gewissen Oberflächlichkeit und Inhaltlosigkeit machen muß. Wichtiger aber in künstlerischer Hinsicht ist der Umstand, daß durch das Sigen jene vollendete Symmetrie, welche der aufrechtstehende menschliche Körper darstellt, in einer ungünstigen Weise abgeändert wird, — ein Umstand, welcher sich auch auf das Sigmöbel überträgt. Wenn auch Künstlerhand es vermag, einen sitzenden Menschen zu einem Musterbilde von Schönheit zu gestalten, — wie etwa in der Statue der Älteren Agrippina im capitolinischen Museum zu Rom, — so sind dies doch Ausnahmefälle; im Allgemeinen ist die stehende Figur weit schöner, als die sitzende. Und das Sigmöbel, welches in seiner Erscheinung der Krümmung des Rückgrats und des Knies folgen muß und welches eine horizontale Fläche mit einer verticalen Lehne vereinigen muß, leidet künstlerisch unter dieser Anordnung. Es vermag unserm Schönheitsgefühl vollständig nur zu genügen entweder auf Kosten der Bequemlichkeit oder auf Kosten der Beweglichkeit des Möbelstücks, wie wir dies namentlich an den Sigmöbeln des klassischen Alterthums beobachten können. Gothik und Renaissance suchten dem künstlerischen Schönheitsgefühl durch prächtigen Aufbau der Rücklehne zu entsprechen; auch dadurch, daß man die vier Beine des Stuhles nicht in hölzerner Geradheit verlaufen ließ, sondern sie kreuzte oder durch kunstreiche Laerhölzer verband. Alles das vermag aber den Grundcharakter des Sigmöbels nicht zu ändern.

Der Sessel insbesondere steht offenbar technisch um so höher, je mehr Bequemlichkeit er bietet. Diese Bequemlichkeit äußert sich in der Gestaltung des Sitzes und der Lehne. Sei es Holz, sei es Polsterwerk, Eisen oder gar Stein, — immer ist der niedrige Lehnstuhl die bequemste Form des Sessels. Je breiter der Sitz, um so mannigfacher ist die Lage, welche er dem darin Sitzenden ermöglicht. Dabei verdient die halbkreisförmige Lehne den Vorzug vor derjenigen, bei welcher Rücken- und Armlehne im rechten Winkel auf einander stoßen. Die Lehnstühle mit so hohen Lehnen, daß dieselben auch dem Kopfe eine Stütze gewähren, — die Großvaterstühle oder Sorgenstühle, — sind heutzutage antiquirt. Der Kopf des Menschen muß sich frei bewegen können; wer schlafen will, lege sich auf einen Divan; das ist bequemer und gesünder, als der Schlaf im Sigen. Mit Recht hat daher die Gegenwart die Kopflehnen auf die Höhe der Eisenbahn-Coupe's beschränkt.

Wie steht es nun aber mit der künstlerischen Ausgestaltung dieser Anforderungen? Fangen wir mit dem Sigen an, der ja doch die Hauptfrage des Sessels ist. In diesem Punkte müssen wir dem Kreisrunden, nach ihm dem halbrunden Sitzplatze den Vorzug vor dem viereckigen geben. Letzterer ist am Tisch und im Theater aus technischen Gründen der Raumerparnis gerechtfertigt; der Sessel im Salon oder im Wohnzimmer dagegen sollte immer einen der Kreisform sich nähernden Sitz haben. Die symmetrischste Form des Sessels ist unbedingt der Schemel ohne Rücken- und Seitenlehne, der aber aus Bequemlichkeitsgründen nicht allgemein, sondern in der Regel nur vor dem Klavier und beim Ankleiden im Schlafzimmer, so-

wie als Arbeitsstuhl gebraucht wird. Giebt man dem Sessel überhaupt eine Lehne, dann ist für das Schönheitsgefühl immer eine mit der Rückenlehne verbundene Seitenlehne vorzuziehen. Sie gestattet auch an ihrer Außenseite ornamentalen Schmuck, der im Innern des Sessels unpassend ist. Künstlerisch die schwierigste Partie des Sessels sind immer seine Beine. Vier geradeaus stehende oder schwach gekrümmte Beine sind und bleiben etwas Unschönes. Schöner sind unbedingt gekreuzte Beine oder solche, welche unter durch Querleisten verbunden sind. Sind die Beine und Querleisten gedreht, so kann ein sehr zierliches Gefüge daraus werden. Von jeher aber hat man es für schön erachtet, die Beine der Stühle wie aller stehenden Möbel nach unten zu verjüngen.

Es erübrigt noch, einiger besonderer Specialitäten von Stühlen zu gedenken. Eine solche Specialität neuester Zeit sind die Stühle aus gebogenem Holze mit Rohrgestütz; ein richtiges Product der häßigen, ruhelosen Gegenwart, haben sie weiter keine Vorzüge, als die der Leichtigkeit und Wohlfeilheit, sind im Kaffeehause vollständig am Platze, allenfalls auch noch im Wohnzimmer, können aber im Wohnzimmer oder im Salon nicht gebildet werden. Ein anderes charakteristisches Product der neueren Zeit, der amerikanische Lehnstuhl, hat wohl den Vorzug der Bequemlichkeit, erschwert jedoch das Aufstehen, ist an keinem Tische zu brauchen, leidet an einer gewissen stricturnsolidität und beansprucht zu viel Raum. Die eleganten, an die leichteste Bambusspielerei erinnernden, reich vergoldeten und mit Atlaspolstern versehenen Stühlen des heutigen Salons verdienen zwar unstrittig das Lob der Zierlichkeit, müssen aber in jedem Biederhause, welches sich eines Eigengewichts von achtzig bis hundert Kilogramm bewußt ist, ein Gefühl der Bangigkeit erwecken. Wo man so wenig vorhanden sein? Der Gegenatz dazu sind die Bauernstühle, die auch heutzutage wieder Mode geworden sind. So sehr man an ihnen rühmen muß, daß sie in ihrer stricturnsoliden Einfachheit den Eindruck der Solidität machen und zugleich durch die Schnitzerei der Rücklehne auch dem künstlerischen Formtalent Spielraum gewähren, müssen wir doch behaupten, daß die Rückkehr zum einfachen Brett als Sitz eine Barbarei ist, in einem Jahrhundert, welches ohnedies viel zu sehr zu einer sitzenden Lebensweise genöthigt wird.

Und nun noch ein paar Worte über Sopha und Divan. Von der harten, lehenlosen Holzbank, wie man sie heutzutage noch in entlegenen Dorfwirthshäusern findet, bis zu jenen Polsterlagern, welche uns heute der Tapezierer zu bieten vermag, finden wir zahllose Variationen von Sitzgelegenheit: Sophas und Divans in allen Stilarten. Auf diesem Gebiete aber, meinen wir, hat doch die Bequemlichkeit das entscheidende Wort zu sprechen. Und darum möchten wir immer dem orientalischen Divan den Vorzug geben vor allen Aufhebänken und Sophas der Gothik, der Renaissance und des Barockstils. Je weniger Holz und je mehr Polsterwerk, desto besser. Das Gebiet der Kunstschlerei ist groß genug; möge sie diese Sorte von Möbeln ruhig dem Tapezierer überlassen. Man verzichtet mit Freuden auf gekrümmte und vergoldete Umrahmung der Rücklehne, wenn dieselbe gut gepolstert, der Sitz tief und elastisch ist. Der orientalische Divan paßt eben so gut in ein Zimmer des romanischen und gothischen Stils, wie in ein solches der Renaissance oder des Barockstils. Die Kunstweberei schafft so entzückende Möbelstoffe, daß man ihnen zu Liebe gern auf alle Holz-Construction verzichtet. Die Rücklehne eines Divans aber etwa gar eine solche zu einer gepolsterten Wand zu machen, über welcher sich ein Gefsimis erhebt, das zum Aufstellen von Krügen und Tellern benutzt wird, — dafür ist schwer ein innerer Grund, eine technische oder künstlerische Nothwendigkeit einzusehen; ebenso wenig aber für die verschiedenen Zwitnergestalten von seltsam geschweiften und ausgebuchten Sophas, die man mitunter findet. Bei ihnen ist eine bestimmte Art von Bequemlichkeit beabsichtigt; damit wird aber nur erreicht, daß sie ausschließlich für eine einzige Art von Körperhaltung bequem, für alles Andere unbequem sind.

M. Haushofer.

Nachdruck verboten.

Für den Weihnachtstisch der Kleinen.

Von Gustav Kukulski.

Zu meinen besten Freunden gehört ein kleiner Knirps, der sich auf seine drei Jahre Wunder was zu Gute thut. Leider wird der arme Junge schon von Sorgen gequält, die ihm manche unruhige Stunde bereiten haben; er weiß nämlich nicht, was er werden soll. Bald giebt er diesem, bald jenem Stande den Vorzug, je nachdem er sich mit dem einer bestimmten Berufstätigkeit entnommenen Spielsachen amüset. In jüngster Zeit haben sich seine bange Zweifel, Gott sei Dank, einigermaßen gelegt, indem er sich bloß die eine Alternative stellt: ich werde entweder General oder Dreifachentkäufer. Aber auch die ehrsame Junft der Koffelkäufer erfreut sich nur gelegentlich seiner Zuneigung, während der bunte Rod des Königs immer mehr und mehr in der Gunst des winzigen Patrioten steigt. Wenigstens gestand er mir, daß es zu seinen schönsten Momenten gehörte, als er neulich in dem Schaufenster einer Spielwaaren-Handlung das Aufziehen der Wache vor dem kaiserlichen Palais getren dargestellt sah. Und dabei hat und schmeichelte der Pifficus so lange, bis ich mich wohl oder übel entschließen mußte, ihn nach dem Orte seiner Sehnsucht, der besagten Spielwaaren-Handlung, zu führen.

Es that mir wahrhaftig nicht leid, daß ich dem Bürschchen den Gefallen gethan; für die geringe Mühe entschädigte er mich reichlich durch sein naives Staunen und Fragen und Jubeln; er war unter den mannigfaltigen Spielereien selbst das lieblichste Spielzeug. Daß wir uns in dem Labyrinth all der kurzweiligen Dinge nicht verirrt, dafür hatte der Inhaber des Bazar's vortrefflich gesorgt; die niedlichen Sachen und Säckelchen fanden in mehreren Sälen nach Maßgabe des Alters der Kinder, für die sie bestimmt waren, oder nach ihren verschiedenen Arten wohlgeordnet da.

Natürlich kann ich hier nicht ausführlich erzählen, was wir Alles gesehen, denn wenn ich das wollte, dann müßte ich ein ganzes Buch zusammenschreiben. Ja, es ist in der That erstaunlich, wie groß die Fortschritte sind, die man auf diesem Gebiete unserer Industrie gemacht hat. Man kann lähn behaupten, daß die bedeutendsten technischen Erfindungen unseres Jahrhunderts bei der Fabrication der amüsanten und instructiven Sachen, die den Kindern zur Erholung oder Belehrung dienen, zur Anwendung gebracht werden. Aber auch bei der Erfindung der verschiedenartigen Spielsachen sucht man, der Zeit gerecht zu werden, denn die Motive der Spiele sind großen Theils dem modernen Leben entnommen. Am wenigsten zeigt sich dies bei den Sachen, welche für die Kleinsten der Kleinen bestimmt sind. Hier dominiert noch immer der Hampelmann, der Bajazzo, die Schnurrfigur und der Auf-

maacker. Aber auch diese einfacheren Waaren haben mit den kunstvolleren zweierlei gemein: den Luxus der Ausstattung und die dadurch bedingten hohen Preise. Mein Gott, so ein kleiner, pausbäckiger Schatz ist nun einmal sehr neugierig und will sich unter allen Umständen überzeugen, wie die Dinge inwendig aussehen. Er muß ob und zu auf sein Spielzeug herzhast los schlagen können, ohne daß die Tasje der Mama stark in Contribution gefehrt wird, wenn ihr Liebling erschrocken ausruft: „Oho, — kaput!“

Noch größer ist dieser Uebelstand bei den Spielsachen der größeren Kinder, insbesondere der Mädchen. Welcher Luxus wird beispielsweise nicht bei den Toiletten der Puppen und ihren sonstigen Ausstattungsgegenständen getrieben! Der Troussseau einer Puppe und die Einrichtung ihrer Gemächer wird in der That mit allem Raffinement der Neuzeit hergestellt. Da giebt es die kostbarsten Kleider, die zierlichsten Schnür- und Samakentiefel, die elegantesten Handschuhe, die reizvollsten Sonnenschirme, die schönsten Pelzornaturen. Und wie groß ist die Auswähl der intimen Kunstmittel, mit denen viele unserer Damen ihre Schönheit zu corrigiren pflegen, und die nun heutzutage schon den kleinen Mädchen in die Hand gegeben werden, damit sie mit denselben an den Puppen ihre ersten Studien machen. Habe ich doch unter einer solchen Ausstattung sogar Poudre de riz-Büchsen bemerkt! Eine so vornehme Puppe muß natürlich auch einen prächtigen Salon, ein anmuthiges Boudoir, ein altdientes Speisezimmer haben. Ich konnte die Zierlichkeit der kleinen Möbel und der allertierlichsten Kippes in den Puppen gemächern nicht genug bewundern; aber als ich mir den Preis-Katalog ansah, da beglückwünschte ich mich, daß ich meinen Begleiter, der durchaus auch so eine gute Stube haben wollte, mit gutem Gewissen trösten konnte: „Das ist nichts für Jungens.“

Doch ich entging meinem Schicksal nicht, denn der schlaue Sapperloter nahm mich bei der Hand und sagte, mit den Augen zwinkernd: „Also kommen wir dorthin, wo's was für Jungens giebt.“ Und ehe ich mich dessen verah, standen wir mitten in militärischer Umgebung. Uniform an Uniform hing in vollster Parade da. Die Helme und Säbel glänzten uns so spiegelblank entgegen, als ob sie mit der strahlenden Sonne wetteifern wollten. Die Cavallerie war am zahlreichsten vertreten, und das fand der Kleine ganz in der Ordnung, denn mit der Infanterie-Uniform sei ja gar nichts los, meinte er, da wären zum Beispiel die Zitherschen Husaren denn doch ganz etwas Anderes.

Daran reichten sich die ebenfalls sehr beliebten Anzüge der Eisenbahn-Schaffner und der Briestrafger sammt den Gegenständen, welche diese bei der Ausübung ihres Berufes brauchen; auch die Pferdebahn und die Feuerwehr mußten mit ihren Einrichtungen herhalten, und bei all den Nachbildungen fehlt auch nicht ein Tipfelchen der Wirklichkeit.

In dem nebenan liegenden Saale befanden sich die empfehlenswerthen Gesellschaftsspiele, welche jumeist der Belehrung dienen und zum Nachdenken anregen. Von solchen Spielen giebt es die mannigfaltigen Variationen, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Nur das elektrische Frage- und Antwortspiel sei besonders hervorgehoben, mit welchem Rechen-Exempel gelöst oder geographische, historische und literarische Fragen beantwortet werden, und ebenso verdienen die Reisespiele erwähnt zu werden. Die Kinder machen hierbei spielend die ausgebehnten Reisen: nach Paris, durch ganz Europa, ja sogar um die Welt, und lernen nicht bloß die Landarten gründlich kennen, sondern ergötzen sich auch an den mannigfachen Abenteuern, welche die Reisespielgesellschaft erlebt.

Mein Gesellschaftler interessirte sich aber für derlei Sachen noch gar nicht; ihm waren die automatischen Schaufelstrolche lieber, als alle geographischen und historischen Kenntnisse. Und als gar, — kurz bevor wir den Bazar verließen, — in einer Ecke des Saales die Feuerwehr in Action trat und einen Brand zu löschen verfuhte, da war für ihn kein Halten mehr. „Sieh' mal, Dunkel, sieh', das ist so ganz wirklich!“ rief er mir zu und klatschte in die Händchen und hüpfte und lachte und juchzte. „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“



Riel. — Die Gemahlin des Prinzen Julius von Glädsburg, Gräfin Elisabeth Röst, ist im Alter von 31 Jahren vor kurzem gestorben. Die Heimgegangene wurde am 2. Juli 1883 mit dem Prinzen auf Schloß Ballenstedt am Harz morganaistisch vermahlt. Sie war eine Tochter des sächsischen Rittmeisters von Ziegenbar und wurde nach ihrer Vermählung vom König von Dänemark zur Gräfin Röst ernannt.

Gera. — Die Vermählung der Prinzessin Elisabeth Keuf j. L., einzigen Tochter des regierenden Fürsten, mit dem Prinzen Hermann zu Solms-Braunsfeld wurde neulich auf dem fürstlichen Residenzschloße Osterstein vollzogen. Das Brautpaar erschien mit den Zeugen zunächst im Empfangs-Salon des Fürsten, wo durch den Staatsminister von Hartwig die Aufnahme in das Standederegister erfolgte. Hierauf begaben sich die Neuvermahlten mit den Hochzeitsgästen in die Schloßkirche zur kirchlichen Trauung.

Wien. — Das Töchterchen des Kronprinzen Rudolf bereitete der Kaiserin Elisabeth zu deren Namenstag eine große Ueberraschung. Die kleine Prinzessin sandte ihrer erlauchten Großmutter nach Gödöllö Glückwünsche in deutscher und französischer Sprache, ferner einen hübsch gekochten Lampenteller und eine eigenhändig pausirte Zeichnung. Die Kronprinzessin Stephanie zeichnete für die Kaiserin ein Portrait ihrer Tochter, sowie das Zimmer, in welchem der Kronprinz das Licht der Welt erblickt hat. Aus diesem Anlaß waren auf Wunsch der anmuthigen Erzherzogin die Möbel in jenem Zimmer so aufgestellt, wie sie bei der Geburt des Kronprinzen gestanden.

Die Mutter des Fürsten von Bulgarien, Prinzessin Clementine von Coburg, hat sich nunmehr nach Sofia begeben. Die hohe Frau reiste im strengsten Incognito unter dem Namen einer Gräfin Murang und wird sich voransichtlich nur wenige Wochen in der bulgarischen Hauptstadt aufhalten.

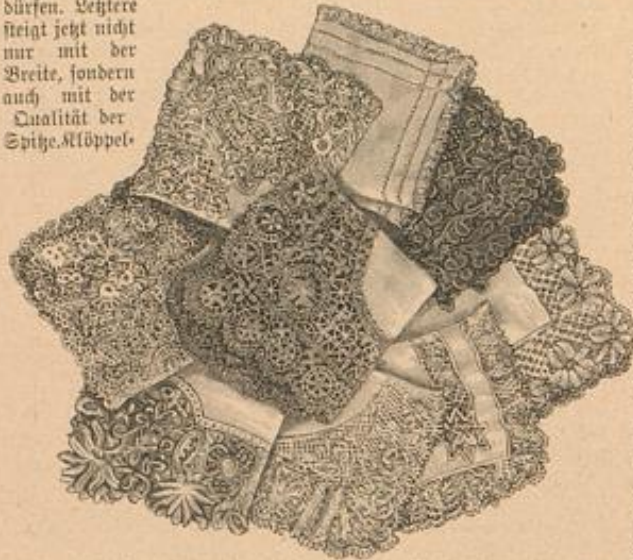
Eine Angelegenheit, welche alle Lehrkrinnen auf das Verhaftetste interessiren dürfte, kam in der neulichen Sitzung des niederösterreichischen Landes-Schulrathes zur Sprache. Es handelte sich hierbei um die gewichtige Frage, ob die Lehrkrinnen herathen dürfen, ohne ihre Stellung aufzugeben. Der Landtag hatte sich nämlich ebenfalls mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen, fand es aber für erforderlich, von der obersten Schulbehörde des Kronlandes Nieder-Oesterreich ein Gutachten einzufordern, bevor er sich über die gewiß nicht leicht zu lösende Frage schlüssig machte. Und was antwortete der Landes-Schulrath? Das Herathen könne den Lehrkrinnen nun einmal nicht verwehrt werden, lautete das Gutachten, doch möge denselben die Erlaubniß zu diesem wichtigen Schritt durch Einführung von geeigneten Bestimmungen so viel als möglich erschwert werden.

Spaa. — Die Schönheits-Concurrenzen konnten immer mehr in Mode. Nachdem vergangenen Sommer in Brüssel und Pest die Schönsten der Schönen durch Preise ausgezeichnet worden, wird im Laufe der nächstjährigen Saison in dem belgischen Bade-Orte Spaa schon wieder ein ähnlicher Wettbewerb stattfinden. Der erste Preis soll in einer Geldprämie von 10,000 Francs bestehen, der zweite beträgt 5000 Francs.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — So winzig klein das elegante Taschentuch geworden, so groß ist seine Rolle, die es in der Damen-Toilette spielt. Während man zur Promenade und Demi-Toilette das farbigseidene Taschentuch wählt, bevorzugt man zur großen Toilette das reich mit Spitzen ausgestattete. Das einfachste Genre vertreten Batisttücher mit feinen Hohlstrahlen und ganz schmalen Valenciennes-Abstrich, während Tücher mit 2-3 Cent. breiten Valenciennes-Einsätzen und passenden Spitzen schon mehr Ansprüche auf Eleganz machen dürfen. Letztere steigt jetzt nicht nur mit der Breite, sondern auch mit der Qualität der Spitze. Klöppel-



arbeit und Guipure-Bäckeri erscheinen oft, mit feinstem Material ausgeführt, als kleine Wandervorte der fleißigen Hände, werden aber weit übertroffen durch die reiche Wirkung der Duchesse und Brüsseler Spitze, welche das eleganteste Genre vertreten. Alle diese Tücher erhalten einen kleinen Fond aus feinstem Batist. Zu erwähnen sind noch die zart gefärbten seidnen Tücher mit Spitzenrand und glattem Fond, welche, fest zusammengedrückt, den Knöpfen der Taille oder dem Revers eingeschoben, ein zierliches Sträußchen imitiren. R. St.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Weihnachts-Arbeiten.

Wie alljährlich beim Herannahen der Weihnachtszeit, dünkt es uns auch diesmal eine liebe Pflicht, die Schaffenslust unserer Leserinnen anzufeuern, indem wir sie bei der Wahl von Geschenken durch Hinweis in Wort und Bild auf verschiedene noch herzustellende Arbeiten unterstützen. Vor Allem sind die raschfördernden Stickereien mit kräftiger Wolle auf Fries zu empfehlen. Dieses weiche, in neutraler Farbe als Grundstoff dienende Gewebe erhält buntfarbige Auflagen aus gleichem leichteren Stoff oder Tuch, welche mit doppelt genommener Hamburger Wolle von Ueberfangstichen gehalten, umrandet und befestigt werden; mit gleicher Wolle ausgeführte leichte Plattfisch-Figuren, hier und da von Stiel- oder Kettenfisch begrenzt, ergänzen die Zeichnung. Diese Stickereien eignen



Verlag von Franz Ververde in Berlin W, Postamt 21. 38.



nem Grund zeigt dieselbe pflanzenblau und maurischrothe Auflagen mit gleichfarbiger Umrandung; in je zwei Tönen von den Farben der Auflagen, sowie in Braun und Moosgrün martirt sich der originelle, der Stickerei sich anschließende Quasten- und Franzenschmuck; Woll-Satin dient als Futter, Schur in der Farbe des Grundstoffes bildet den Abschluss. Andere, verhältnismäßig wenig Zeit beanspruchende Arbeiten sind die zu Salon-Tischläufern, Röhrtisch-Decken zc. geeigneten Stickereien nach mit Bronzefarben vorgemalten Mustern. Der Grundstoff für diese Arbeiten ist der reichwirkende, mit Gold durchwebte Ganevas, welcher mit Plüsch, Sammet, Atlas zc. zusammengestellt wird. Von besonders hübscher Wirkung sind die gestreiften Congref-Stoffe; an diesen wechseln Ganevas- mit buntfarbigen Repsstreifen, neben denen die goldig schimmernden vor- schablonirten Bordüren zc. sich prächtig ausnehmen. Letztere werden mit Chenille, Seide, Goldfaden zc. contournirt und in leichten Stichen ausgeführt. In- nere Darstellung gilt einer Röhrtisch-Decke und einem im Quadrat 25 Cent. großen Decken; letzteres zeigt eine aufgefärbte Plüsch-



Ede, deren Ansatz eine schmale schablonirte Borte deckt. Buntfarbige Quastenfrange. Mit der kleinen Gold-Cassette sei an die verschiedenen Rosten und Trahen erinnert, welche man mit Plüsch, Leder zc. bezogen fertig kaufen und entweder durch einen gestickten Zweig, eine Namens-Schiffre oder Nagelarbeit ausstatten kann. Mit der Console, dem Lichtschirm und dem kleinen Stehrahmen bringen wir noch Vorlagen für alle diejenigen unserer Leserinnen, welche mit Stift



und Pinsel umzugehen wissen. Eine auf weißem Leder mit Aquarell-Farben ausgemalte Brandmalerei schmückt die Console, deren von zierlichen Bronzestützen getragene Platte sahblauer Plüsch bekleidet. Zu dem Lichtschirm findet man das Gestell fertig zu kaufen; in den Bronze-Rahmen ist farbiger Krepp eingespant, auf dem die Malerei mit Aquarell-Farben ausgeführt wird. Den Bilder- Stehrahmen schmückt eine zarte, mit dünner Lackfarbe auf Glas ausgeführte und mit Staniol unterlegte Perlmutt-Malerei. Die Rahmen sind fertig vorbereitet mit genauer Anweisung zur Herstellung, nebst geeigneten Vorlagen, im Handel

sich zu kleinen Teppichen, Decken aller Art, auch zu Wäsche-, Papier- oder Holz-färben. Eine schöne Fenster- decke veranschaulicht wir nebenstehend. Auf modisfar-

vorrätig (siehe Bezugsquellen). Die letzte unserer Darstellungen gilt einem in Herb- schnitt ausgeführ- tem Schemel, dessen 31 Cent. im Durchmesser große Sitzplatte einzeln veranschaulicht ist. Das aus Linden-



holz gefertigte Modell erhält durch Ebenholz-Beize und Mattlack eine schwarze Farbe. R. D.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Makart-Bouquets.** — Wie kann man die weißen Gräser der Makart-Bouquets reinigen? Frau Sch. in Petersburg.
- Gräser für Bouquets haltbar zu machen.** — Wie macht man frisch gepflückte Gräser für Bouquets haltbar?
- Reinigung von Wasserflaschen.** — Wie reinigt und trocknet man am einfachsten Wasserflaschen, damit sie nicht ausschlagen und sich innen kein weißer Anzatz bildet?
- Fußboden-Anstrich dauerhaft zu machen.** — Wie macht man einen Fußboden-Anstrich (Spirituslack) dauerhaft haltbar?
- Filet-Guipure zu waschen.** — Wie wäscht man Filet-Guipure-Decken, ohne sie jedes Mal im Rahmen einzuspinnen?

Antworten.

- Verwendung von Natron in der Küche (464).** — Das Natron ist in der Küche von großem Werthe. Eine Messerspitze Natron, dem Wasser beim Kochen der Hülsenfrüchte zugefügt, macht Letztere in viel kürzerer Zeit gar; grünes Gemüse behält dann nach dem Kochen seine schöne Farbe. Will man frisch geschlachtetes Geflügel sofort gebrauchen, so reibt man es innen und außen mit Natron ein, wodurch es so mürbe wird, wie abgelegenes Fleisch. Ebenso giebt man, um das Gerinnen einer angesäuerten Sahne zu verhindern, in dieselbe beim Kochen Natron.
- Rüffe frisch zu erhalten (464).** — Die Wallrüffe werden mit der grünen Schale im Keller auseinandergetrennt verwahrt; wenn man die grüne Schale immer erst beim täglichen Bedarf abklopft, so halten sich die Rüffe bis nach Weihnachten frisch, sobald man die Haut abziehen kann. D. St. in Stade.
- Rüffe frisch zu erhalten (464).** — Man legt die Rüffe drei Tage in Salzwasser, öffnet aber vorher ein wenig den Spalt, so daß das Salzwasser eindringen kann. Die Rüffe lassen sich dann leicht schälen; der geringe Salzgeschmack ist nicht unangenehm. Frau Rosa S. in Freiburg i. B.
- Rüffe frisch zu erhalten (464).** — Um Wallrüffe im Winter schälen zu können, weicht man sie drei Tage lang vor dem Gebrauch in kaltes, starkes Salzwasser ein. Danach legt man sie auf ein Sieb und läßt sie ablaufen. G. E. in St. Petersburg.
- Rüffe frisch zu erhalten (464)** weiß ich zwar kein Mittel; um jedoch trockene Rüffe im Winter schälen zu können und jenen den Geschmack von frischen Rüffen wiederzugeben, legt man die ausgeflossenen Kerne in sehr stark gefalzenes Wasser. Nach einigen Stunden lassen sie sich dann leicht schälen und schmecken ebenso wie frische Rüffe. H. G. in Saybusch, Galizien.

Stumar in Bonnheim. — Eine von Fräulein Minna Landen (SW, Poststr. 15) verfasste eingehende Anleitung der Fächer-Malerei (Trans- parent-Malerei, sowie das Malen auf jeden Stoff, Pergament, Federn u. s. w.) brachte die Nummer vom 16. November 1886.

Junge Braut in S. — Nur bei außerordentlichen Veranlassungen legt eine Braut bereits zur Trauung den Reife-Ansatz an, und diese Veranlassung wird gleichzeitig dafür maßgebend sein, ob die Brautjungfern, — wenn solche in dem Fall zugegen sind, — in Straßens- oder Toiletten erscheinen.

Bezugsquellen: Elegante Taschentücher, Seite 480; J. Vint, W. Jägerstr. 23. — Handarbeiten, Seite 480; Fensterdecke: E. A. König, W. Jägerstr. 23. Röhrtisch-Decke: J. Brühl, W. Leipzigerstr. 109. Cassette: F. Ditz, W. Friedrichstr. 83. Console: A. Pfischhof, SW, Königin-Augustastr. 22. Lichtschirme: E. Hahn, W. Jägerstr. 41. Leuchter: Max Fribe, SW, Zimmerstr. 95/96. Bilderrahmen: Paul Wands, SW, Königstr. 26. Geschnitzter Schemel: C. Rots, SW, Wilhelmstr. 139.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Hest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Hest (26 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Hest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Heldigt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.